

Nr. 40. Bromberg, den 19. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(1. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Die Tür öffnete sich, behutsam und leise, als bewegte sie ein schlechtes Gewissen. Ein junger Mann mit einem für die frühe Jahreszeit stark gebräunten Gesicht tritt in das Zimmer, wirft einen etwas unsicheren Blick auf den Vater, geht auf ihn zu, streckt ihm die gleichfalls fast dunkel gebräunte Hand entgegen.

„Es wurde gestern ein bißchen später. Zudem . . .“

„Hattest du die fällige Autopanne.“

„Wie du immer alles weißt, bevor man es dir sagt. Auch in Kleinigkeiten. Es ist wirklich erstaunlich.“

Er hat den Prokuristen flüchtig begrüßt und sich an seinen Schreibtisch gesetzt. Eilig gleiten seine wohlgepflegten Finger durch die Postsachen, die ihm der Vater zugeschoben hat. Aber er ist nicht bei der Sache. Immer wieder schielt sein Blick zu dem Vater hinüber, der einige Tabellen und Konnossemente einer genauen Musterung unterzieht. „Ob er nichts sagen wird? Ob er wartet, bis ich die Sache anschneide?“

„Ich bringe dir dafür wichtige Nachrichten“, rafft er sich schließlich auf und macht dazu ein ernst besorgtes Gesicht, das ihm selber fremd vorgekommen wäre, wenn er es gesehen hätte. „Freilich, ob sie gerade angenehm sind?“

Er merkt, wie der Prokurist, der die erledigten Befrachtungs- und Stapeltabellen wieder an sich genommen und in seine große Mappe versenkt hat, ihm einen Wink gibt.

„Auch das weiß der Vater schon?“ fragt er ein wenig enttäuscht und zugleich erleichtert. „Ja, was soll denn nun werden?“

Friedrich Vandekamp antwortet nicht. Der Prokurist sieht die Zeit gekommen, sich zu entfernen. Er weiß, daß die beiden Herren je[illegible] allein sein wollen.

„Ich wünsche Fräulein Sentland“, sagt Friedrich Vandekamp kurz. Dieser Auftrag berührt Theobald Kernreifs empfindlichste Stelle. Denn er hat es längst gemerkt, daß der Chef und auch der junge Herr, den er in die Obliegenheiten und Geheimnisse des Hauses Vandekamp und Co. seinerzeit mit Gewissenhaftigkeit und ernstem Eifer eingeführt, in wichtigen Angelegenheiten mit der kleinen Sentland, die auch noch als Lehrling unter ihm gearbeitet hat, lieber verhandeln als mit ihm, dem erprobten und verantwortlichen Vertreter des Hauses.

„Ja, was soll nun werden?“ wiederholt Timm seine Frage, als sie beide allein sind.

Friedrich Vandekamp erledigt eine telephonische Anfrage, beugt sich über die Papiere, die ihm der Prokurist zur Unterfertigung dagelassen.

„Mit Brackmann u. Co. soll es mehr als wackelig stehen. Du gabst ihm die Lieferung ausgerechnet vor Toresschluß. Das wäre an sich ja nicht schlimm. Aber daß du ihm die Vorausbezahlung bis zur Hälfte des Betrages zubilligtest . . .“

Er erwartet eine Antwort, sei sie auch eine Zurechtweisung.

Aber nichts von beiden. Dies verfluchte Schweigen! Diese Harthörigkeit, hinter die sich der Vater jedesmal wie hinter einen undurchbrechbaren Wall verschließt! Wie oft haben sie ihn, den viel Lebhafteren und Impulsiveren, zur Verzweiflung gebracht!

„Freilich, daß seine Mittel damals schon erschöpft waren, das konntest du nicht wissen.“

Friedrich Vandekamp legt den Riesenbleistift, mit dem er, wenn er disponiert (und er disponiert eigentlich immer) ein paar Aufzeichnungen zu machen pflegt, auf die Schreibtischplatte.

„Wer sagt dir, daß ich es nicht wußte? Im übrigen brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Der Auftrag ist zurückgezogen. Brackmann wird meinen eingeschriebenen Brief heute morgen erhalten haben.“

„Aber die Anzahlung?“

„Konnte ich im letzten Augenblick noch zurückrufen.“

„Ja, aber warum sagtest du das nicht gleich?“

„Weil du mich nicht zu Worte kommen ließest. Aber ich habe mich über die warme Anteilnahme gefreut, die du in diesem Falle meinen geschäftlichen Maßnahmen entgegenbrachtest. Es war auch Zeit. In dir steckt ein besserer Kaufmann als ich bis jetzt vermuten durfte.“

Timm lächelt sein halb überlegenes, halb geschmeicheltes Lächeln. Aber, was der Vater ihm da eben eröffnet, erscheint ihm nicht recht faßbar.

„Und Brackmann?“ fragt er schließlich.

„Wie er sich damit abfindet ist seine Sache. Im Geschäftsleben ist sich jeder selbst der Nächste, das geht nun einmal nicht anders. Auch du wirst es lernen.“

Ein junges Mädchen steht in dem Zimmer. Unmerkbar ist es eingetreten. Es weiß, daß es leise kommen und gehen muß, daß das geringste Geräusch den Chef bei der Arbeit stört. Es kennt jede seiner Gepflogenheiten, seine Neigungen und Abneigungen, erfühlt sie mit jener feinsicheren Einpassung des weiblichen Instinktes, der Gefühl alles, Lernen und Erfahrung nur Zubehelfe sind.

Kein Wunder! Ist es doch als fünfzehnjähriger Lehrling in das große Exporthaus eingetreten, vermöge seiner Begabung und Gewissenhaftigkeit bald höher gerückt, Friedrich Vandekamps persönliche, unentbehrliche Sekretärin geworden. Eine schmal aber kraftvoll gebaute Erscheinung in schmuckem, blau und weiß kariertem Jumper, mit freier Stirn unter dichten dunklen Haaren, Augen, deren überlegene Klugheit ihrer Jugend vorausgeeilt ist, und denen ein leichter Hauch von mädchenhafter Schwärmerei etwas Eigenes und Anziehendes gibt, unter keck geschwungenen Lippen ein etwas hartgerundetes, energisches Kinn: Söna Sentland.

„Ich möchte diktieren“, sagt Friedrich Vandekamp. „Sie haben alles zur Hand?“

Da dringen von draußen her die Töne eines leidenschaftlich geführten Zwiegesprächs. Die eine Stimme begehrt Einlaß zum Chef, die andere wehrt ab, nachdrücklich und energisch. Aber ohne Erfolg.

Denn schon wird die streng bewahrte Tür mit einem harten Ruck aufgerissen. Ein Mann tritt in das Kontor: Philipp Brackmann. Alles an ihm ist heiß aufbegehrende Erregung.

„Ich möchte doch sehen, wer mir hier den Eintritt wehren will, wo es für mich um Sein oder Nichtsein geht."

„Wenn Sie sich in der meinem Personal zur Pflicht gemachten Form hätten anmelden lassen", erwidert Friedrich Vandekamp, indem er sich von seinem Stuhl erhebt, „wäre Ihnen dieser unliebsame Auftritt, den ich bedaure, erspart geblieben."

Philipp Brackmann sieht die Hand nicht, die sich ihm entgegenstreckt, er nimmt auch den Stuhl nicht, den ihm Söna Sentland hinschiebt.

„Ich bin gekommen, mir mein Recht zu holen."

„Von einem Recht kann wohl kaum die Rede sein."

„Nun, dann von einem schreienden Unrecht, das Sie mir angetan haben, Herr Vandekamp."

„Ich bitte, setzen Sie sich. Im Stehen verhandele ich nicht gern."

Philipp Brackmann läßt den schweren Körper in den Sessel gleiten, ohne zu wissen, daß er es tut.

„Sie sandten mir heute diesen Brief."

Er nimmt ein Schreiben aus der Brusttasche, dem man es ansieht, wie manches Mal wohl eine zornentbrannte Hand auf seine Seiten geschlagen, wie es zwischen zitternden Fingern gedrückt und zerknittert wurde.

„Sie kündigen mir eine Lieferung, für die Sie mir eine sichere, wenn nicht gewisse Aussicht gemacht, kündigen Sie mir, nachdem ich alle Vorbereitungen für sie getroffen habe."

„Es hat mir sehr leid getan, Herr Brackmann, Ihnen eine so schwere Enttäuschung bereiten zu müssen. Sie können mir glauben, ich habe harte Stunden durchgemacht, bevor ich mich zu diesem Schritt entschloß. Aber er war eine Notwendigkeit, der ich mich nicht entziehen konnte, wenn ich mich nicht ruinieren wollte."

Man hört es seinen Worten an, daß sie aus einem traurigen Herzen kommen.

Aber dazu ist Philipp Brackmann nicht hergekommen, um sich von dem weit überlegenen Vandekamp mit ein paar freundlichen Worten um sein gutes Recht bringen zu lassen.

„Ich kann mich mit dieser Erklärung, selbst mit Ihrem Bedauern, nicht abfinden lassen. Ich verlange mehr von Ihnen. Entweder ziehen Sie Ihre Absage zurück und lassen mir die Lieferung . . ."

„Ich sagte Ihnen, daß es unmöglich ist."

„So beanspruche ich eine Entschädigung."

„Eine Entschädigung? Wofür?"

„Für die Arbeiten, die ich habe vornehmen lassen, für die großen Kosten, die mir aus ihnen entstanden sind."

„Ich wüßte nicht, welche Arbeiten und welche großen Kosten das gewesen sein könnten."

„Wenn ich eine so große Lieferung von Eichenrundhölzern und Kiefernschwellen übernehmen und zu einem festen Termin durchführen sollte, so mußte ich sie entsprechend vorbereiten. Ich habe mir deshalb beim Grafen Potocki auf Brinczyn einen umfangreichen Waldbestand gesichert und eine Anzahlung auf ihn gemacht, habe vor allem ein lohnendes Angebot auf Lieferung von Exportschnitthölzern abschlagen müssen, weil man auf sofortige Entscheidung drang und ich es unmöglich mit Ihrem Auftrag in Einklang bringen konnte."

„Bevor Sie meines Angebots sicher waren? Bevor Sie einen Vertrag oder irgendetwas Festes in Händen hatten?"

„Ich meinte, wenn ein Vandekamp mir eine solche Lieferung in Aussicht stellt, dann wäre sie so gut wie getätigt."

Ein so fester Glaube an Friedrich Vandekamp und seine unfehlbare Sicherheit spricht aus diesen Worten. Der aber hat kein Ohr für sie.

„Es tut mir leid, Herr Brackmann, aber ich verstehe Sie nicht mehr, verstehe nicht, wie ein erfahrener Kaufmann so wenig überlegt und unvorsichtig handeln konnte. Wie durften sie so weittragende Verpflichtungen eingehen oder ein für Sie günstiges, sicheres Angebot ausschlagen, wo zwischen uns keinerlei Bindungen, überhaupt nichts Festes vereinbart war und es sich lediglich um eine Aussicht handelte, die ich Ihnen eröffnete?"

Friedrich Vandekamp hat recht gesagt: Er ist an der Grenze seines Verstehens angelangt. Von Jugend an kaufmännisch geschult und eingestellt, nichts im Sinne habend und nichts erstrebend als sein Geschäft, dessen Nutzen und Aufblühen, kann er ein so unkaufmännisches Handeln nicht begreifen, ja, nicht einmal verzeihen.

„Sie werden einsehen, Herr Brackmann, daß Sie nicht den geringsten Anspruch auf eine Entschädigung an mich stellen können."

Ein jäher Wechsel vollzieht sich in Philipp Brackmanns Zügen: die Zuversicht, die sie bis dahin erfüllt, ist einer Bestürzung gewichen, die zu verbergen, ihm nicht mehr möglich ist. Er erkennt, daß der Mann, der ihm mit einem Male unberührt und jedem seiner Worte unzugänglich gegenübersitzt, mit seiner nachsichtslosen Klarheit, seiner verstandesnüchternen Schlußfolge im Recht ist, daß er sein Spiel verloren hat.

Er kämpft einen harten Kampf. Er ist Alt-Danziger Kaufmann, seine Vorfahren gehörten zu den Patriziern, genau so wie die Vadekamps. Er hat noch nie gebeten, in seinem ganzen Leben nicht. Aber jetzt . . . in seiner bis zum äußersten gestiegenen Bedrängnis, in der Not, in die er sich und sein Geschäft durch eine, das kann er sich nicht länger verhehlen, übereilte Handlungsweise gestürzt hat.

„Wenn sie die Verpflichtung zu einer Entschädigung nicht anerkennen können", ringt es sich von der stockenden Zunge, „so gewähren Sie sie mir aus freien Stücken, und ich werde Ihnen dankbar sein."

Sieht Friedrich Vandekamp die hilflose Verlegenheit nicht auf den fahlbleichen Zügen des bitter enttäuschten Mannes? Vernimmt er die mühsam erkämpfte Bitte nicht, die die stammelnden Lippen angsterfüllt ihm entgegentragen?

Nichts von alledem. Philipp Brackmann ist als Kaufmann für ihn gerichtet. Damit ist die Angelegenheit für ihn erledigt.

„Auch dazu kann ich mich nicht verstehen."

Eine Pause. Nichts hört man als das dumpfe Anschlagen einer Schreibmaschine im Nebenraum, in dem Söna Sentland die Briefe fertigt, die ihr der Chef diktiert hat, und die bis zur Mittagspost fertig sein müssen, ab und zu auch das Läuten eines Fernrufers, oder einen eilenden Schritt über den Flurgang.

„Also keine Hilfe mehr!"

Unstet, ziellos irrt der Blick durch den stillen Raum, bleibt auf Friedrich Vandekamps geschäftlich eingestellten Zügen haften, als hoffe er immer noch etwas von ihm. In dessen Gesicht zuckt es wohl auf, er fühlt sich auch nicht mehr so sicher und geborgen in seinem Recht. Einmal ist es, als wolle er etwas sagen, vielleicht ein Zugeständnis machen, das, und sei es noch so gering, Rettung bringen könnte. Dann aber erhebt sich eine Macht, tritt zwischen ihn und sein besseres Wollen, eine Macht, der Friedrich Vandekamp gedient hat sein Leben lang, der er verfallen ist mit Leib und Seele, die sein Gott geworden ist, ein strenger und unerbittlicher Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet . . . nein, kein Gott, ein Dämon, der ihn am Gängelband führt, dem er hörig geworden ist und untertan: das Geld.

„Ich kann nichts für Sie tun, Herr Brackmann", jagt er nicht ohne eine gewisse Überwindung, aber kurz und unweigerlich, als könnte er gar nicht anders, als gäbe diese Macht das Wort ihm ein.

Nicht von der Stelle rührt sich Philipp Brackmann. Und wiederum nimmt sein Auge die unstete Wanderung auf, irrlichtert hin und her.

Plötzlich findet es ein Ziel: die junge Männergestalt, die dem Chef gegenübersitzt, Friedrich Vandekamps Sohn Timm.

Und nun richtet es sich mit einer Inbrunst auf ihn, klammert sich an seine Gestalt, sein Antlitz, als müßte von ihm die Hilfe kommen, die letzte, die der Vater ihm versagt. Die Jugend ist ja verständnisvoller, ist auch mitleidiger als das hart und unzugänglich gewordene Alter, hat ein weniger beschwertes Herz. Er hat es manches Mal erfahren, warum sollte es ihm hier versagt sein wo er seiner am nötigsten bedarf, wo er der letzte Halt sein könnte, ihn aus der Tiefe seiner Not zu retten?

Er hat sich verrechnet. Nichts begegnet dem flehend suchenden Blick als kühle Gleichgültigkeit.

Nicht als ob der da drüben ohne Mitleid oder menschliche Regung wäre. Er ist von Natur aus gutmütig und zum Geben bereit, wahllos oft und ohne Überlegung. Für ihn gibt es die Macht nicht, die hemmend und unwiderstehlich den Vater beherrscht. Gewiß, auch er liebt das Geld. Aber es ist ihm lediglich ein Gegenstand, für den man bessere Werte eintauscht, seinen Freunden Gutes tun und

ihnen helfen kann, sein Diener, aber nicht sein Herr. Solche Angelegenheiten aber sind Sache des Vaters, gehen ihn nichts an. Wozu sich mit ihnen beschweren?

So hat ihn diese ganze Unterredung wenig berührt, und er hat nur den einen Wunsch, daß sie bald beendigt sein möchte. Denn er hat für heute eine Autofahrt verabredet und ist schon ungeduldig, daß dies Gespräch so lange sich hinzieht und er sich womöglich verspäten könnte. Denn bevor der Vater gegangen, wagt er nicht recht, das Kontor zu verlassen.

Philipp Brackmann ist endlich zu der Erkenntnis der völligen Zwecklosigkeit seines längeren Bleibens gelangt. Auch diesmal verabschiedet er sich ohne Händedruck.

Nun kommt auch über Friedrich Vandekamp eine merkwürdige Unruhe. Er will zu seiner kranken Frau. So lange hat er sie noch nie warten lassen. Die Mittagszeit ist bereits weit überschritten und er weiß, daß er sie im Schlaf nicht stören darf. Er wirft einen flüchtigen Blick auf die Schreiben, die Söna Sentland ihm vorlegt, fertigt seine Unterschriften, nimmt Hut und Mantel.

Vor dem Hause steht ein Wagen. Er will der vorgeschrittenen Stunde halber diesmal nicht zu Fuß gehen. Aber Timm hat sich den Wagen bestellt. Er will ihm nicht im Wege sein. So nimmt er die Elektrische und findet, daß man auch mit ihr gut fährt.

Wenige Minuten später steigt Timm in sein Auto und fährt in höchst zulässiger Geschwindigkeit der ersehnten Verabredung entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wochenende des Lord Massereene.

Anekdote von Ada Oller.

Lord Massereene, der einzige Sohn einer englischen Counteß und eines irischen Lords, achtundzwanzig Jahre alt, ist einer der reichsten Erben Irlands und zugleich einer der bekanntesten Lebemänner Londons. Seinen Lebenszweck, alle Freuden und Schönheiten der Welt zu genießen, füllt er vollkommen aus und ist dabei durchaus nicht kleinlich. So entschließt er sich auch eines Tages — an einem Donnerstag im März 1770 — zu einem kleinen Ausflug nach Paris und startet schon am nächsten Morgen zu jenem denkwürdigen Wochenende, das für sein Leben von ungeheuerlicher Bedeutung wird.

Er überquert Freitag den Kanal, ist Sonnabend um drei Uhr in Paris und speist abends um acht in der englischen Botschaft, wo er mit klugen Männern ernste Gespräche führt. Nachdem man noch eine Weile Bridge gespielt hat, empfiehlt sich der junge Lord und begibt sich, begleitet von zwei Attachés, auf einen kleinen Bummel.

Bald sind die Herren nicht mehr allein. Man hat drei elegante Pariserinnen kennen gelernt, und die Stimmung wird vorzüglich. Mylord, bezaubert von so viel Anmut und Geist, ladet schließlich alle ein, bis Montag abend um acht seine Gäste zu bleiben.

Man belustigt sich unbeschwert, der Champagner fließt in Strömen, und sämtliche Anwesenden werden freigehalten. Als die Stimmung ihren Gipfelpunkt erreicht, wirft man vor Glückseligkeit Flaschen und Gläser an die Wände und zerschlägt auch sonst, was nicht niet- und nagelfest ist.

So geht der Sonntag vorüber. Man hat sich wirklich ausgiebig unterhalten. Lord Massereene ist von seinem Pariser Aufenthalt so sehr entzückt, daß er Montag jedem seiner Bummelkompagnons ein kostbares Geschenk überreicht; den Damen außerdem je zwei Toiletten und, weil sie es sich gar so sehr wünschen, zum Andenken an dieses reizende Wochenende je ein vollständig eingerichtetes Haus.

Es ist Montag zwei Uhr nachmittags. Der Abwechslung halber schlägt einer der Herren ein Spielchen vor. Weitere Partner sind bald gefunden, und um acht Uhr abends sieht die Weekendbilanz des jungen Lords so aus: Zwei Nächte gebummelt 11 732 Frank, Geschenke 250 000 Frank, Spielverluste 115 000 Frank, zusammen 376 782 Frank.

Da man auf Kredit gelebt hat — der Lord trägt einen solchen Betrag nicht bei sich, und wer will an seiner Zahlungsfähigkeit zweifeln, wird als Zahlungstermin für die Gesamtsumme der kommende Dienstag bestimmt. Die Gläubiger erscheinen pünktlich, jedoch der Lord ist nicht zu sprechen und läßt ihnen bedeuten, daß er das Geld nicht bereit hätte und den Zahltag um eine Woche verschieben müsse.

Es ist der letzte Dienstag im März, als die Gläubiger sich wiederum beim Lord versammeln, der nun sehr bestimmt die Mitteilung macht, daß er nicht gewillt sei, seine Schulden zu bezahlen.

„Bedaure außerordentlich! Aber zahlen werde ich nicht", meint er kopfschüttelnd. „Die Höhe der Schuld steht in keinem Verhältnis zum Amüsement."

Allgemeines Erstaunen, dann Entrüstung und offene Empörung. Was denkt sich dieser irische Lord mit seiner Zehntausendpfundrente eigentlich? Man droht mit Skandal, schließlich mit Verhaftung und Schuldturm. Aber Lord Massereene hat bereits kundgetan, was er sich denkt. Er will und wird nicht bezahlen — er hat sich für das viele Geld zu wenig amüsiert.

Acht Tage später wird er wirklich verhaftet und in den Schuldturm im „Fort Eveque" gebracht. Es ist in der kahlen Zelle nicht sehr komfortabel; das kleine vergitterte Fenster hoch oben mündet in einen finsteren und luftlosen Hof. Für den reichsten Erben von Irland bestimmt nicht der richtige Aufenthalt. Aber zahlen wird er deshalb doch nicht, denn er ist ein Mann von Überzeugung.

Da der Lord aber kein Verbrecher, sondern nur ein nichtzahlender Schuldner ist, hat er das Recht, sich von seinem eigenen Geld die Haft so bequem wie möglich zu machen.

Also stattet er sich seine Zelle mit kostbaren Teppichen und Möbeln zu einem vornehmen Herrenzimmer aus, wo er — dies ist laut Hausordnung den Häftlingen seiner Art gestattet — schöne Frauen und gute Freunde empfängt, die ihn in seiner Einsamkeit trösten. Durchreisende Landsleute kommen zu Besuch, die Post bringt Zeitungen und Briefe aus aller Welt, man ißt und trinkt ausgezeichnet bei Lord Massereene, und an die Enge des Raumes hat man sich längst gewöhnt.

Der Lord fühlt sich ungemein wohl. „Ich werde nicht bezahlen", antwortet er auf alle diesbezüglichen Fragen, „niemals, solang ich lebe. Aber ich wünsche auch, nicht belästigt zu werden."

Die Gesichter der Gläubiger werden lang und länger. Diese Verhaftung ist ein gewaltiger Unsinn gewesen, denn die Gläubiger müssen die Verpflegung des Lords bestreiten, und nur seine Extravaganzen bezahlt er von seinem Gelde.

Hier ist guter Rat teuer. Man versucht, seine Rente zu beschlagnahmen; aber nach irländischem Gesetz sind die zehntausend Pfund unpfändbar. Ja, man kann nicht einmal Abzüge zugunsten der Gläubiger vornehmen.

Neun Jahre sitzt er schon und weigert sich noch immer standhaft zu bezahlen, treibt aber selbst den verwegensten Luxus. Er gibt Feste für seine Freunde, und er beschenkt sie fürstlich. Die Gläubiger wenden sich an den Gerichtshof, um ihm den Zutritt von Besuchern zu verwehren, aber das Ansuchen wird abgelehnt. Er ist für die Erfüllung dieses Wunsches, die einen Verstoß gegen alle Traditionen des Hauses bedeutet hätte, nicht zuständig. — Die Gläubiger haben ausgesprochenes Pech.

Inzwischen sind Schulden, Zinsen und Kosten auf den ansehnlichen Betrag von 500 000 Frank angewachsen. Und nun versucht man es anders. Man lockt den Lord in eine Falle. Ein scheinbarer Fluchtversuch wird in Gang gebracht, doch zugleich an die Polizei verraten. Massereene wird festgenommen und kommt zur Strafe in ein Kellergewölbe. Dort liegt er bei Wasser und Brot auf Stroh, und kein Mensch hat Zutritt zu ihm. Die Hoffnung der Gläubiger schwillt turmhoch — aber sie haben nicht mit seinem irischen Dickkopf gerechnet.

„Und wenn ich noch hundert Jahre hier liegen müßte, ich zahle nicht", so brüllt der wütende Lord und lehnt jede Verhandlung ab. Da aber mengt sich endlich die englische Botschaft ein.

„In Sachen: Mißhandlung eines englischen Untertanen in einem französischen Gefängnis" wird sie bei der Französischen Regierung vorstellig, und zwei Tage später sitzt Mylord wieder in seiner Gentlemanzelle.

Im Jahre 1780 soll das „Fort Eveque" wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Der Lord hat sich in seinem neuen Gefängnis ein etwas größeres, sehr behagliches Heim eingerichtet, und bei der Feier seines vierzigsten Geburtstags verliebt er sich in eine junge Französin. Ohne lange zu überlegen, heiratet er sie, und nun beginnt eine neue Idylle. Täglich, wenn das Gefängnistor geöffnet wird, kommt Lady Massereene zu ihrem Gatten, um ihn erst abends um acht zu verlassen. Man ist sehr verliebt, die Ehe sehr glücklich, um so mehr, als der Lord ja nicht auf Abenteuer ausgehen kann. Er fühlt sich so wohl, daß er weitere zehn Jahre im Gefängnis zubringt, ohne an Bezahlung seiner Schulden auch nur zu denken.

Am 14. Juli 1798 geht der Sturm gegen die Bastille los, der auch an den Gitterstäben des Schuldturmes rüttelt. An der Spitze von zwanzig Häftlingen bricht Massereene aus. Als der wachthabende Offizier ihm mit Erschießen droht, erwidert ihm der Lord fröhlich: „Wenn Sie mich totschießen, müssen Sie meine Schulden bezahlen, die sind inzwischen auf eine Million angewachsen."

Und siehe, dies genügt vollständig. Widerstandslos gibt der Offizier den Weg frei. Der Lord erreicht ohne Schwierigkeiten die englische Botschaft, die ihm unverletzliches Gastrecht gewährt.

Das ist an einem Freitag. Am Sonnabend spielt der Lord wiederum als Gast des englischen Botschafters Bridge, wie er es vor neunzehn Jahren getan hat. Am Montag fährt er nach Calais und von da in seine Heimat. Er ist nie wieder in Frankreich gewesen.

Andere Länder — andere Sitten.

Von P. H. Haupt-Antofagasta (Chile).

Schuhputzen im Hause verboten!

Die Welt ist bunt. Bunt im großen, bunt in Kleinigkeiten. Daß man beinahe im ganzen Süden Europas und in Amerika seine Schuhe nicht im Hotel oder in der Pension oder wo man sonst gerade wohnt, putzen läßt, ist wohl auch bei uns bekannt. Der Schuhputzer auf der Straße hat dort überall eine ganz andere Bedeutung als z. B. in Berlin. Die zu Reihen angeordneten Armlehnsitze mit den zwei messingnen Stützen zum Aufstellen der Füße davor sind in Jugoslawien z. B. ebenso wie in Peru der Ort, an dem sich die Geschäftsfreunde morgens zur ersten geschäftlichen Besprechung zusammenfinden. Während der Schuhputzer mit einem halben Dutzend Schmieren, Salben, Säuren und einem Dutzend Tüchern und Bürsten die Schuhe auf Lackglanz bringt, werden die ersten geschäftlichen Abmachungen getroffen.

In Peru und Brasilien darf nach Urteilen der Arbeitsgerichte keine Hausfrau von der Hausangestellten verlangen, daß sie die Schuhe der Familie putzt. Die Arbeitsgerichte stehen auf dem Standpunkt, daß Schuhputzen ein selbständiger Gewerbezweig sei und daß man von Hausangestellten ebenso wenig verlangen könne, Schuhe zu putzen wie etwa elektrische Installationen zu erledigen. So sieht man denn in Rio de Janeiro wie in Lima morgens (nicht allzu früh) Staatsminister, die ergeben auf den hohen Armlehnstühlen auf der Straße hocken.

Briefträger, die Postsendungen anbieten.

In der Schweiz und in Frankreich braucht der Briefträger keine Treppen zu steigen. Die Briefkästen der verschiedenen Hausbewohner hängen unten im Hausflur, jeder Kasten mit dem Namen des Inhabers versehen. Der Briefträger verteilt die Postsachen auf die verschiedenen Briefkästen; wenn er ein übriges tun will, drückt er am Briefkasten eine Klingel, die oben in der Wohnung meldet, daß Post gekommen ist. Jedermann hat sich seine Post selbst von unten heraufzuholen. In Chile wiederum ist die Briefbestellung sozusagen ein selbständiger Beruf. Wer Postsachen erhält, entlohnt auch den Mann, der sie bringt, da der Absender, der die Briefe frei macht, damit nur die Beförderung bis zum Postamt des Empfängers bezahlt. Briefe austragen ist Akkordarbeit, sie wird im Stücklohn bezahlt. Die Post verpachtet das Austragen der Briefe in einem bestimmten Straßenviertel an Personen, die eine gewisse Sicherheit stellen können und auch sonst zuverlässig erscheinen. Diese holen sich die Postsachen und bieten sie dem Empfänger gegen einen Botenlohn von 20 Centavos je Brief an. Will der Adressat nicht zahlen, muß er sich selbst nach der Post bemühen.

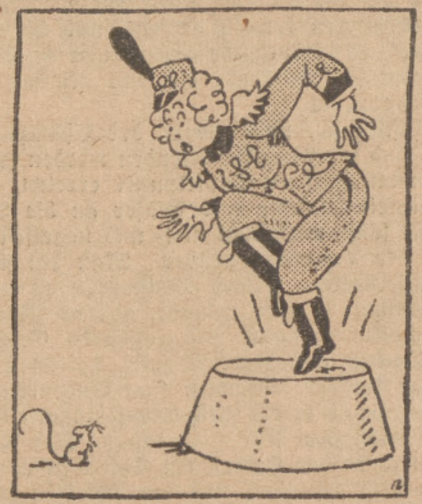
Telegramme an die Giebelwand geklebt.

Auf den Lofoteninseln, wo in der Zeit vom Januar bis zum April jeden Jahres etwa die Hälfte der Kabeljaus gefangen wird, die Norwegen in Form von Klippfisch und Stockfisch in alle Welt versendet, läßt sich die Post täglich die Klippfischpreise aus allen Hauptmärkten der Welt melden und veröffentlicht sie in eigenartiger Weise. Kein Anschlagkasten wäre groß genug, um die riesige Zahl von Fischpreistelegrammen zu fassen, die aus Europa, Asien, Afrika und Südamerika einlaufen. Daher werden im Hauptfischereihafen der Lofoten, Svolvär, die Telegramme einfach an die Giebelwand geklebt. Abends nach fünf Uhr, wenn alle Fischereikutter von der Tagesfahrt zurück im Hafen sind, findet dann immer eine Art Volksversammlung vor dem Giebel des Posthauses statt. Zahlreiche Fischer — es können zwanzigtausend sein! — stehen vor dem Giebel und studieren langsam und gründlich die Telegramme. Der Lofotenfischer weiß jetzt, welchen Preis er für den morgigen Tag vom Ausfuhrgeschäft heraushandeln kann.

Fahrkarte nach Maß.

In Hamburg hat jede Straßenbahn am Pfosten neben der Eingangstür eine berüchtigte Einkerbung; und wenn der Schaffner meint, der Junge, der noch für den halben Fahrpreis fahren will, sei „ein büschen zu groß dafür", um noch unter zehn Jahren zu sein, so sagt er: „Stell dich mal'n büschen hier ran, min Jung!" Gewöhnlich ragt dann das strohblonde Haar auch erheblich über die Marke hinaus, und der Junge (oder das Mädel) muß voll zahlen. In Chile verkündet auf jeder Bahnstation ein Plakat, daß ein Mensch bis zu einem Meter Größe keine Fahrkarte zu lösen braucht, ein Mensch bis zu 1,40 Meter nur den halben Fahrpreis zahlt, während den vollen Preis zu zahlen hat, wer das Unglück hat, größer als 1,40 Meter zu sein. Ein Maßpfahl mit den entsprechenden Einkerbungen zur Nachprüfung befindet sich gleich unter dem Plakat neben dem Fahrkartenschalter. Wer besonders klein ist, unter 1,40 Meter, kann für den halben Fahrpreis fahren, auch wenn er 80 Jahre zählt oder gar so alt sein sollte wie Methusalem.





Die mutige Löwenbändigerin.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.